

Neuzeit

Karl Barth/Charlotte von Kirschbaum: *Briefwechsel. Bd. I: 1925–1935*, hg. von Rolf-Joachim Erler, Zürich: Theologischer Verlag 2008 (Karl Barth Gesamtausgabe; V. Briefe [9]), XLVII, 591 S., Ill., ISBN 978-3-290-17436-1.

Über das „Dreieck“ (100 u. ö.) Karl und Nelly Barth und Charlotte von Kirschbaum ist viel geredet und bisher auch einiges geschrieben worden. „Il n’y en a aucuns qui ne soient pas du tout embarrassés“ (XXI), beschrieb Barth 1947 die Außenwirkung dieser ungewöhnlichen Beziehung. Wie stark diese ménage à trois die drei Beteiligten forderte und belastete, kommt allerdings in wohl keiner deskriptiven Darstellung so deutlich zum Ausdruck wie in dem Briefwechsel von Charlotte von Kirschbaum und Karl Barth.

Als Teil der Briefwecheledition der Gesamtausgabe der Karl-Barth-Stiftung unter Ägide von Hans-Anton Drewes umfasst der erste Band dieses Briefwechsels insgesamt 231 Briefe und Schriftstücke aus den Jahren 1925 bis 1935. Von 1925 bis 1932 ist allerdings nur eine Karte von Kirschbaum erhalten (22) – der Rest der Briefe dieser Zeit stammt aus der Feder Karl Barths. Hier zeigt sich eine gewisse Schwierigkeit, die der gesamte Briefwechsel aufwirft: Kirschbaum kann durch die Korrespondenz Barth-Kirschbaum über weite Strecken nur in Barths Perspektive wahrgenommen werden. Ganz abgesehen werden muss von einem direkten Eindruck der dritten Person im Bunde, Nelly Barth, die nur auf der Ebene der Spiegelung durch Kirschbaum und Barth erfahrbar wird. Seit dem Zeitpunkt, als Kirschbaum in das gemeinsame Haus der Barths einzog, spiegelt der Briefwechsel naturgemäß nur noch die spezifischen Situationen wider, wenn entweder Barth oder Kirschbaum auf Reisen waren, und bietet damit ebenfalls kein stringentes Bild der Ereignisse. Insgesamt allerdings eröffnet der vorliegende Briefwechsel, dessen Edition auf einen Beschluss der Nachfahren Karl und Nelly Barths von 1985 zurückgeht (XIX), einen ganzen Fundus vertiefender Einblicke in das Leben der Barth-schen Familie im weiteren Sinne.

So konturiert die Publikation nicht nur eine durchaus berührende Liebesgeschichte – an diesem Punkt dürfte die Lektüre selbst Barthenkennern eine neue Facette des theologischen Heros bieten –, sondern liefert Aufschlüsse über die Persönlichkeiten der Beteiligten sowie der Freunde und vor allem Angehörigen der Großfamilie Barth.

Karl Barths Hang, das „Dreieck“ rational zu durchdringen und analytisch-theologisch zu „ordnen“ (XXIII u. ö.), und damit die Maßgaben der Beziehung festzulegen – mitunter auch relativ ungeachtet der Befindlichkeiten der beteiligten Frauen – dürfte weniger überraschen als seine hin und wieder auftretenden astrologischen Ambitionen oder sein Hang zu Kriminalromanen. Amüsant lesen sich Episoden wie die, dass er sich „ganz verwirrt und hilflos“ fühle, sowohl von seiner Mutter als auch indirekt von Kirschbaum als „Pascha“ apostrophiert zu werden (201f.). Überhaupt sind die humoristischen Einsprengsel wie der gesamte Duktus des Briefwechsels dazu angeht, die Lektüre auf einer persönlichen, weniger theologisch-wissenschaftlichen Ebene vorzunehmen und genießen zu können.

Beeindruckend, aber eher indirekt aus den Briefen abzulesen, ist der Werdegang Kirschbaums von einer Rotkreuzschwester zur Theologin: Neben ihrer Fürsorgetätigkeit arbeitete sie sich autodidaktisch in aktuelle systematisch-theologische Entwürfe, Lutherpredigten und sämtliche Publikationen Barths ein, lernte en passant Latein und war diejenige, die Barths Ideen verschriftlichte. Als 42-jähriger Theologieprofessor schrieb ihr Barth, er freue sich darauf, sich zusammen mit ihr in die Materie für eine zu schreibende Dogmatik einzuarbeiten (78). Zu diesem Zeitpunkt war Kirschbaum 30 Jahre alt und hatte außer der Ausbildung in allgemeiner Krankenpflege lediglich eine zweijährige Ausbildung an der Sozialen Frauenschule in München abgeschlossen. 1932, als der Briefwechsel tatsächlich mit Briefen Kirschbaums einsetzt, war sie bereits derartig theologisch geschult, dass sie im März 1933 die Zulassung zum „(Theologie)Studium ohne Reifezeugnis“ ohne weitere Auslassung darüber bestand. Leider wird sich – das zeigt zumindest der Briefwechsel bis 1935 – wahrscheinlich nicht bis ins Letzte Kirschbaums Anteil an der „Kirchlichen Dogmatik“ klären lassen. Barth selbst hob ihre Arbeit mehrfach in Gesprächen und Briefen hervor. Die Tatsache aber, dass Kirschbaum an dem Mammutprojekt der „Kirchlichen Dogmatik“ von Anfang an als Teampartnerin Barths arbeitete und dafür nie offiziell als Mitautorin oder Mitarbeiterin genannt wurde, ist ein irreparables Manko der Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts, welches angesichts der in ihren Briefen zu Tage tretenden Einblicke und Kenntnisse als (Laien)Theologin besonders schmerzlich verzeichnet werden muss.

Doch nicht nur Barth und Kirschbaum erlangen in ihren Persönlichkeiten und in ihrer Verbindung durch den Briefwechsel Plastizität, sondern auch die Dreiecksbeziehung selbst, auch wenn dies nur durch die Spiegelung durch Karl Barth und Kirschbaum erfolgt. Seit dem Kennenlernen von Barth und Kirschbaum im Sommer 1925 bzw. dem einschneidenden Treffen der beiden Ende Februar 1926, dem der „Schock“ der Erkenntnis folgte, was sich zwischen Karl und „Lollo“ emotional abzeichnete, wies die Beziehung Barth-Barth-Kirschbaum Phasen relativen Gleichklanges, aber auch tiefe Krisen auf. Am signifikantesten sticht der Tiefpunkt hervor, der zeitlich um den Einzug Kirschbaums als „Sekretärin“ in das Münsteraner, später Bonner Haus der Barths (1929/30) anzusiedeln ist, sowie die Grundsatzkrise von etwa 1931 bis 1933, in der von allen Seiten das Thema „Scheidung“ ventiliert wurde. Zumindest für Kirschbaum ist zu vermuten, dass ihre regelmäßig auftretenden Depressionen im Zusammenhang mit diesen Anspannungen gestanden haben dürften. Wie „untragbar“ sich auch für die Kinder des Ehepaars Barth die Situation gestaltete (XIX), die sie als „Notgemeinschaft“ erklärt bekamen, lässt sich indirekt nachvollziehen. Zumindest teilte sich „Tante Lollo“ an vielen Punkten mit Nelly Barth Erziehungs- und Betreuungsaufgaben. Der Verband von Karl Barths Familie erfährt durch den Briefwechsel eine klare Beleuchtung: besonders durch Barths Mutter, seine Brüder und deren Frauen ergaben sich immer wieder Konflikte und Spannungen im Hinblick auf die Dreiecksbeziehung. Auch der Freundes- und Kollegenkreis Barths begleitete die, in dieser Zeit, in dieser Form nahezu einzigartige Beziehung eines renommierten deutschen Theologen, mit ambivalenten Reaktionen. Stets Nachfragen und Kommentaren sahen sich alle Beteiligten ausgesetzt, und auch an diesem Punkt dürfte die „Legende“ um die Beziehung Barth-Barth-Kirschbaum eine Korrektur durch den Briefwechsel erfahren: verschwiegen wurde das „Dreieck“ offensichtlich weniger, als dies von Zeitgenossen und den Nachgeborenen angenommen wurde.

Über das Beziehungsgeflecht hinaus spiegeln die Briefe auf persönliche Art und Weise das aktuelle Zeitgeschehen und Hintergründe des akademischen und kirchlichen Lebens wider. Unter anderem wird (wieder einmal) Barths und gleichermaßen auch Kirschbaums Hellsichtigkeit deutlich, was die politischen Entwicklungen in Deutschland ab 1932/33 angeht. Kontroversen mit theologischen Kollegen, z. B. mit Georg Merz Anfang der 1930er Jahre, erhalten, selbst wenn an anderer Stelle bereits behandelt, durch den Briefwech-

sel ihre emotionale Tiefenschärfe. Durch die Unmittelbarkeit der Briefe hochinteressant und beklemmend zu lesen sind die seit 1934 einsetzenden Schilderungen des Kirchenkampfes und der synchronen Positionen von Kirschbaum und Barth in den Auseinandersetzungen der Bekennenden Kirche mit der nationalsozialistischen Diktatur, die 1935 in der Emigration der Barth'schen Familie aus Deutschland gipfelten.

Insgesamt weckt die, auf jeden Fall lohnenswerte Lektüre, Empathie für eine zeitgenössisch unkonventionelle und komplexe Beziehungsgeschichte und ihre Beteiligten, und bietet eine ganze Fülle theologiegeschichtlicher Detail- und Hintergrundinformationen, die sowohl andere Briefwechsel Barths ebenso wie sein theologisches Gesamtwerk illustriert und in mancher Hinsicht auch konterkariert.

Leipzig

Gisa Bauer

Eberhard Busch (Hg.): *Die Akte Karl Barth. Zensur und Überwachung im Namen der Schweizer Neutralität 1938–1945*, Theologischer Verlag Zürich 2008, 740 Seiten, ISBN-13: 978-3-29017-458-3.

Die Sammlung von Vorträgen, Aufsätzen und offenen Briefen, die Karl Barth zumeist während des Zweiten Weltkriegs verfasst hat und 1945 unter dem Titel „Eine Schweizer Stimme 1938–1945“ erscheinen ließ, war an einigen Stellen mit der Bemerkung versehen: „Von der Zensur verboten“. Nun ist dieses brisante Stück Schweizer Politik- und Kirchengeschichte mit europäischem, ja transatlantischem Horizont in einer breit angelegten Dokumentation zu besichtigen. „Die Akte Karl Barth“ verdankt sich der langjährigen Forschungsarbeit Eberhard Buschs mit den Mitarbeiterinnen der Karl-Barth-Forschungsstelle in Göttingen, Barbara Schenk und Stefania Centofanti, finanziert durch die Fritz-Thyssen Stiftung.

Das Buch beginnt mit Reaktionen auf Barths berühmt-berüchtigten Brief an den Prager Theologen Josef L. Hromádka vom 19. September 1938 (S. 6–15) und endet mit einer Freigabeempfehlung von Barths Schrift „Die Deutschen und wir“ vom 9. März 1945 (S. 692). Eine Woche nach Hitlers unter Androhung militärischer Gewalt an die tschechoslowakische Regierung gerichtete Forderung nach Abtretung der sudetendeutschen Gebiete hatte Barth mit Sätzen zum Widerstand aufgefordert, die eine Art *cantus firmus* aller seiner Äußerungen in jener Zeit bilden: „Jeder tschechische Soldat, der dann streitet und leidet, wird es auch für uns tun – und, ich sage es heute ohne Vorbehalt: er wird es auch